

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1905)
Heft: 13-14

Artikel: Russland und seine Verwundeten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heute schon die Indifferenten verantwortlich, die nicht mitarbeiten „solange es Tag ist“!

Schliesslich hat aber trotz aller gemachten Fehler, auch trotz der chauvinistischen Hetzpresse, die sich besonders wieder im Lande eines unbeteiligten Dritten regte, der gerne zwei Starke sich gegenseitig schwächen gesehen hätte, trotz all dem hat hüben und drüben die Vernunft diesmal gesiegt. Es ist wohl nicht unbescheiden, wenn wir annehmen, dass dabei der pazifistische Sauerteig, der überall die Massen zu durchdringen beginnt, auch das Seine beigetragen habe.

Aber — eine Warnung bleibt der Fall immerhin, nach dieser und jener Richtung. Möge sie allseitig beherzigt werden, damit wir nicht im Zentrum Europas die Greuel Ostasiens zu sehen bekommen!

G.-C.

Jaurès und Bülow.

Am 8. Juli las man in den Zeitungen, dass der deutsche Reichskanzler durch ein Schreiben an den deutschen Botschafter in Paris den Wunsch der deutschen Regierung an Jaurès aussprach, er möchte seine Rede in Berlin nicht halten. Nun konnte freilich Bülow nicht wissen, was Jaurès in Berlin sprechen wollte; hätte er es gewusst, so wäre — das wollen wir hoffen — das Verbot wohl unterblieben. Die ungehaltene Rede ist inzwischen in allen Landen durch die Presse verbreitet worden, und wir nehmen an, dass unseren Lesern diese vom pazifistischen Standpunkt aus grossartige Leistung wenigstens im Auszuge ebenfalls zu Gesicht gekommen ist. Selbst die „Köln. Ztg.“ findet in derselben „goldene Worte“, so dass die deutsche Regierung sich nicht nur vor allen loyalen Deutschen, sondern vor der ganzen aufgeklärten Welt blamiert hat.

Recht bezeichnend ist es, dass in derselben Zeitung vom 8. Juli, in der wir jenes Bülowsche Schreiben angezeigt fanden, der Bericht über eine in Berlin gehaltene Rede des antisemitischen Dreschgrafen Pückler zu lesen war. Dieser halbverrückte preussische Graf darf in Berlin folgendes ungestraft sagen:

„Bei der Judenversammlung in Lodz wurden 347 Juden glattweg totgeschossen. Für den Anfang eine ganz respektable Strecke... Die russischen Kosaken sind die „beste Kavallerie der Welt“. Auf ihren kleinen, feurigen und schnellen Pferden ritten die Kosaken durch die Stadt und schossen immer feste in die Judenfenster. Was gibt es Herrlicheres als solche Judenjagd auf flüchtigen Pferden? Wenn ich nicht Graf wäre, möchte ich Schwadronschef bei den Kosaken sein. 20,000 Juden haben Lodz verlassen. Wer sind die Erben? Niemand anders als die Kosaken. Sie sind jetzt wohlhabend, haben goldene Uhren und Ketten; sie haben Geld in der Tasche, sowie goldene Broschen und weisse Kleider für ihren Schatz. Ihr roten Kerle von Berlin, werdet ebenso schneidig wie die Kosaken! Auf, Ihr Bürger von Berlin, Ihr roten Brüder, Ihr Klamottenbrüder, Penn- und Radaubrüder, Einbrecher und Spitzbuben, auf zur frischen Tat!“

Da muss es doch weit gekommen sein (nämlich rückwärts), wenn einheimische Strolche, die den Grafentitel tragen, solchen Rassenhass predigen dürfen, während fremde Kulturträger, die den Weltfrieden bringen möchten, verschlossene Tore finden!

Möge die Rede Jaurès auch diese positive Frucht tragen, dass die deutsche Sozialdemokratie, die bisher der Friedensbewegung vielfach so misstrauisch,

wenn nicht feindlich gegenüberstand, sich durch den grossen gallischen Genossen eines Besseren belehren lasse.

G.-C.

Ein Vorschlag.

Von *Heinrich Ziegler*, Luzern.

Ich bin ein überzeugungstreuer und begeisterter Friedensfreund und verabscheue den Krieg vor allem der Greuel und Grausamkeiten wegen, die er im Gefolge hat, dann aber auch um der materiellen Schädigungen willen, die er der Menschheit zufügt. Wie unendlich viel Gutes und Schönes könnte geleistet werden mit den Unsummen Geldes, die jetzt in unnützer, unproduktiver Weise dem Militärmoloch in den unersättlichen Rachen geworfen werden! Wäre es nicht vernünftiger, diese Milliarden zur Volksbildung und zur ökonomischen Besserstellung der Armen und Aermsten zu verwenden? Und doch ist dieses Geld noch lange nicht das Teuerste, das Wertvollste, das der „Krieg“ der Menschheit raubt. Viel beklagenswerter ist der Verlust an Menschenleben, die in der Blüte der Jahre, auf dem Höhepunkt ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit von dem Massenmörder „Krieg“ dahingerafft werden.

Und doch, wie wenigen wird all dieses Ungeheuerliche bewusst, wenn sie das Wort „Krieg“ geschrieben sehen oder zu hören bekommen? Es ist zu einem vagen, verschwommenen Begriff geworden, zu einem terminus technicus. Oder wem treten bei seiner Nennung die Haufen blutiger Leichen, die grässlich verstümmelten, wehklagenden Verwundeten, wem die brennenden, mit Mann und Maus versinkenden Schiffsungeheuer, wem die rauchenden Trümmer vor kurzem noch blühender Städte und Dörfer, wem die daheim der Verzweiflung und dem Elend anheimgegebenen Witwen und Waisen vor die Augen? Ich meine darum, man sollte unausgesetzt dahin wirken, dass die ganze Menschheit aufgerüttelt und empfindlich gemacht würde für den verabscheuungswürdigen Inhalt des Wortes „Krieg“, so dass jeden schon ein kalter Schauer durchbebt, wenn er es zu Gesicht bekommt oder nennen hört. Und damit die Vorstellung davon nicht an der hergebrachten Form ablasse, schlage ich vor, die Sache beim richtigen Namen zu rufen und den „Krieg“ inskünftig in der gesamten Presse *Völkermord* zu nennen. Damit ist doch direkt auf das widersinnige Abschlichten des gesunden, blühendsten Teils der Nationen angespielt. Ich bin überzeugt, dass damit etwas für die Abschaffung des „Krieges“ und die Herbeiführung des Völkerfriedens getan wäre und bitte in erster Linie die Presse, von dieser Ansicht und Anregung Vormerkung zu nehmen und sie ihrer geehrten Leserschaft zur Kenntnis zu bringen.

Russland und seine Verwundeten.

In der „Russ“ vom 15. Juni liest man folgenden Bericht über einen Verwundetentransport auf dem Rückzug nach der Schlacht bei Liaojang:

„Kuropatkin bereitete die Beamten, die die Organisation des Verwundetentransportes zu leiten hatten, darauf vor, dass auf 40,000 Mann zu rechnen wäre. Tatsächlich waren es nur 15,000 Mann. Aber wie wurden diese befördert!“

In dem Sanitätszug, der zuerst Tieling passierte, waren mehr als 1000 Kranke und Verwundete in 50 Güterwagen untergebracht. Sie waren nicht gleichmässig verteilt, sondern wie Stücke Holz hinein ge-

worfen worden. In manchen Wagen lagen fünfzig Verwundete und in anderen nur fünf. Eine Trennung von Kranken und Verwundeten hatte nicht stattgefunden. Leute mit zerschossenen Eingeweiden lagen neben Dysenteriekranken. Da die Wagen in der Mitte durch eine Lage Bretter in eine obere und eine untere Hälfte geteilt waren, so sahen wir viele Fälle, wo die auf der oberen Reihe liegenden Dysenteriekranken die regungslos auf dem Boden liegenden Verwundeten verunreinigten.

In anderen Waggons lagen Typhusranke zusammen mit Verwundeten; einige der ersteren liefen im Delirium im Wagen hin und her und traten auf den zerschmetterten Knochen ihrer Kameraden herum. Im ganzen Eisenbahnzuge war nur ein Arzt, keine einzige barmherzige Schwester. Einige von den Leuten, die Schüsse in den Kopf erhalten hatten, waren wahnsinnig geworden. Unter wildem Schreien liefen sie auf den Körpern der hilflos am Boden Liegenden herum. Vier Tote nahm man heraus, deren Todesursachen nicht die Verwundungen waren.

Dieser Transport war 48 Stunden ohne Nahrung und ohne neuen Verband gewesen. Bei allen Verwundeten hatte sich der Verband gelöst, war von Blut durchfeuchtet und von den Wunden abgerutscht. Während der ganzen Zeit waren die Wagen nicht gereinigt worden, da der Zug nur Eisenbahnpersonal hatte, sonst aber für keinerlei Bedienung gesorgt war. In vielen der Wagen lagen die Toten schon den zweiten Tag; infolge der Hitze waren die Leichen in starke Verwesung übergegangen. In einem Waggon waren die Reste der letzten Ladung, Steinkohlen, übrig geblieben. Die Verwundeten wurden direkt auf den feinen Kohlenstaub gelegt, der so tief und dicht die Wunden bedeckte, dass die Aerzte es besonders schwer hatten, mit ihnen fertig zu werden. Viele waren von ungelungenen und unerfahrenen Soldatenhänden verbunden, und in diesem Zustand waren sie auch abgesandt worden. Mit einem Worte: das war kein Verwundetentransport, sondern ein Wegwerfen nicht mehr tauglicher Organismen!!

In die schmutzigen Güterwaggons der anderen „Sanitätszüge“ wurden die Verwundeten hineingestopft. Wie viele in einen Wagen hineingehen konnten, darum kümmerte sich kein Mensch. Ohne sie auch nur zu zählen und ohne Auswahl wurden sie hineingezwängt. Direkt auf die obere Reihe der Bretter, direkt auf den schmutzigen Fussboden legte man die Unglücklichen — die Lokomotive pffiff, und der Zug holperte los! Manche kamen mit herausgefallenen Eingeweiden an! Diese Züge hatten, wie schon gesagt, weder Verbandmaterial noch Proviant mit sich.

Die Aerzte baten auf den Stationen, auf denen sich Verpflegungspunkte für vorüberziehende Truppen befanden, ihnen wenigstens Brot für ihre hungernden Pfleglinge zu geben. Aber die Offiziere, welche diese Stationen verwalteten, konnten ihnen diese Bitte nicht erfüllen, da sie keine entsprechende Order hatten. Von Zeit zu Zeit war es möglich, dem einen oder dem anderen Teil dieser vergessenen Menschenschar etwas Nahrung zukommen zu lassen. Das war aber nur ausschliesslich da, wo sich auf dem Wege die Hospitäler der Semstvos befanden, die ausserordentlich praktisch eingerichtet und reich mit allem versehen sind. In Tieling beförderte sofort die Abteilung des Hospitals der Semstvos von Jeroslaw-Kastromski eine Küche nach der Station, wo an einem Tage 3800 Mittagportionen und grosse Mengen von Tee an die Mannschaften verteilt wurden. Dieser Verwundeten- und Krankentransport dauerte eine Woche. Genannte Hospitäler haben in dieser Zeit in Tieling 28,000 Portionen verabfolgt. Wenn aber die Semstvos keine

Hospitäler auf den Kriegsschauplatz gesandt hätten! Oder wenn sie nicht so gut organisiert gewesen wären, sondern sich ein Beispiel an der Organisation der Militärhospitäler genommen hätten. Was würden dann unsere Verwundeten und Kranken für ein Schicksal gehabt haben? ... Den Hungertod!

Dieser Kranken- und Verwundetentransport war eine unerhörte Barbarei. Die Welt muss erfahren, wie wir unsere Vaterlandsverteidiger lohnen, wenn sie mit zerschmetterten Gliedern auf uns angewiesen sind.“

So weit die „Russ“. Die Folge aber der Veröffentlichung dieser Tatsachen war, dass diesem Blatte durch den Minister des Innern das Erscheinen für einen Monat verboten wurde. Das ist ja echt russisch; durch diese Strafe wird wohl die Verpflegung der Verwundeten in Zukunft enorm gefördert werden!

Nun werden viele Leser die geschilderten Zustände einzig und allein der russischen Korruption zuzuschreiben geneigt sein. Man wird der Hoffnung Raum geben, dass bei uns oder bei anderen europäischen Heeren derartiges unmöglich sein würde, so dass nach allen Schrecken des Kampfes für die Verwundeten und Kranken schliesslich etwas Menschlichkeit übrig bliebe.

Dies ist jedoch leider nur zum kleinsten Teile richtig. Wohl mag die spezifisch *russischen* Verhältnisse ein Teil der Schuld an diesem Elend treffen; allein sehr viel anders wird es in *keinem* künftigen Kriege zugehen. Das ist eben alles der Krieg mit seiner Teufelei, den es auszurotten gilt; die Humanität im Krieg, das ist in einzelnen Fällen eine Illusion derer, die sie predigen; in den meisten Fällen aber ist es ein frecher Betrug derer, die sie verkündigen. Man wirft mit aller Absicht den Soldaten, dem ganzen Volke, das nicht die nötige Einsicht in die Verhältnisse besitzt, durch die Militärsanität Sand in die Augen, um es über die wahren Schrecken des Krieges hinwegzutäuschen. Jeder einigermassen in das Militärwesen Eingeweihte, ganz besonders auch unsere Militärärzte, wissen genau, dass der Apparat der Verwundetenpflege eine ganz unzulängliche Einrichtung ist, die in jedem Kriege, bei jedem Volke fast ganz versagen müsste. Das muss ja auch bei ein wenig Nachdenken jedermann einsehen; bei der unvermeidlich grossen Menge Verwundeter und Kranker im Kriege kann die Hand voll Militärsoldaten, die freiwilligen Sanitätsvereine miteingerechnet, niemals und nicht im entferntesten ausreichen, um auch nur den kleinsten Bruchteil der ihrer Bedürftigen halbwegs nach den Regeln der medizinischen Kunst zu behandeln. Wenn den Kriegsansprüchen genügt werden sollte, so müssten die Sanitätstruppen wohl etwa halb so viel Menschen zählen als die kombattante Armee. Diese Forderung ist aber absolut unmöglich! So träge also auch niemand ein Vorwurf? Freilich! Er trifft all diejenigen, die das wissen und die doch den Krieg nicht bekämpfen. Darum trifft er heute, wo der Krieg in Ostasien allen Zeitgenossen so unendlich viel Aufklärung über die ganze Scheusslichkeit des modernen Krieges gebracht hat, alle, die dadurch nicht aufgerüttelt werden, zu tatkräftiger und energischer Mitwirkung an der Ausrottung dieser greuelhaften veralteten Institution. G.-C.

Ueberzeugen wir uns doch!

Einige Zahlen werden unsere lieben Leser vielleicht überzeugen, dass der *Krieg*, diese traurige, uns aus alten Zeiten übermachte Erbschaft, von der wir